

Nachhaltigkeitsstrategien im Modedesign - ein Interview mit Professorin Martina Glomb

von Anne-Marie Grundmeier

Anne-Marie Grundmeier, Professorin für Mode- und Textilwissenschaften und ihre Didaktik, Pädagogische Hochschule Freiburg

Martina Glomb ist eine deutsche Modedesignerin, die sich selbst als Modeschöpferin bezeichnet. Nach einer Ausbildung zur Damenschneiderin studierte sie Modedesign an der Hochschule für Künste Bremen. Danach war sie für 12 Jahre als Designerin für Vivienne Westwood tätig. Im Jahr 2002 wechselte sie in die Lehrtätigkeit zum Beispiel am Royal College of Art in London und an der Chinesischen Hochschule der Künste in Hangzhou. Drei Jahre später wurde sie zur Professorin an die Hochschule Hannover berufen, wo sie bis heute den Studiengang Modedesign leitet.

Nach mehreren Stationen endet die von ihr initiierte und geleitete Wanderausstellung ‚use-less‘ Slow Fashion gegen Verschwendung und hässliche Kleidung“ im Museum August Kestner in Hannover im März 2022. Prof. Martina Glomb zieht Bilanz zu ihrem Ausstellungsprojekt.

I.: Du bezeichnest dich selbst als Modeschöpferin und sprichst lieber von Kleidung als von Mode – warum?

M. G.: Wenn man Mode schöpft, kriert man Mode aus dem Nichts. So entstehen Ideen, Konzepte und sogar Kleidkörper. Als Modedesigner*in nimmt man diese und formt sie zu einer Kollektion. Modedesign ist also etwas, was von außen auf Mode

blickt. Modeschöpfung hingegen ist etwas, was Mode von innen heraus wachsen lässt.

Ich vermeide das Wort Mode und beziehe mich lieber auf Kleidung, denn dieser Begriff ist neutraler. Mode ist als Begriff auf vielen Ebenen und in verschiedenen Systemen sehr umfassend. Kleidkörper ist für mich ebenfalls ein ganz wichtiger Begriff, weil ich in dem Moment, in dem ich eine Silhouette habe, mit den Studierenden weiterdenke. Ich gehe nie allein von der Zeichnung aus. Ich stelle mir Fragen wie: Wie fällt der Stoff einer sich bewegenden Kleidsilhouette? Es geht nicht nur um Einzelteile, die man auf einen Kleiderbügel hängt, sondern um die Gestaltung eines Kleidkörpers. Wenn mir das gelungen ist, kann ich daraus Kleidungsstücke nähen und zu Kollektionen weiterentwickeln. So habe ich schon immer gearbeitet.

I.: Wie ist es zu deinem Werdegang in der Modebranche gekommen?

M. G.: Ich kann und wollte nichts anderes, ich bin da reingewachsen. Ich wusste beispielsweise schon mit acht Jahren, was Rosshaareinlagen sind und bin mit dem Geruch von feuchter Wolle und den Anproben groß geworden. Durch diese Kindheits-erinnerungen und durch den frühen Tod meiner Eltern war ich irgendwie auf der

Suche nach diesen Prozessen. Später habe ich sehr viel rumprobiert. So kam ich zum Punk und lernte durch die Ausbildung in einem Bremer Couture Haus genau diese Methoden kennen. Couture und DIY haben sehr viel miteinander zu tun. Es ist nicht-konstruierte Mode. Couture sind Techniken, die handwerklich perfekt sind, aber immer mit dem intuitiven Fall der Stoffe und dem Drapieren am menschlichen Körper zu tun haben. Für mich sind – genau wie für Vivienne Westwood – Punk, DIY und Couture untrennbar.

Vivienne Westwood habe ich durch Zufall kennengelernt. Ich war schon sehr früh – seit dem Jahr 1981 – ein Fan von ihr. Im Jahr 1985 habe ich sie bei einer Modenschau getroffen und 1989 habe ich angefangen, bei ihr zu arbeiten.

I.: Zwölf Jahre lang hast Du mit Vivienne Westwood in der Modemetropole London zusammengearbeitet. In welche Richtung wurdest Du dort beeinflusst und auf was greifst du heute noch zurück?

M. G.: Vivienne Westwood hat diese faszinierende Art und Weise des Springens von einer Methode zu einer anderen. Ich glaube, dass diese Arbeitsweise für richtig gute Mode notwendig ist, und ich beherrsche sie auch. Beispielsweise kann ich mich hinsetzen und mit Steifleinen eine Paspeltasche nähen, aber ich habe dabei das gesamte Kleidobjekt vor meinem inneren Auge. Wenn ich ein Outfit auf den Catwalk bringe, sich der Vorhang öffnet und das Model mit dem Outfit herauskommt, muss ich auf einen Blick sehen, dass es passt. Wenn ich dann näherkomme, sehe ich, dass die Paspeltasche auch gut genäht ist. Diese Methode habe ich bei Vivienne Westwood gelernt.

In London habe ich mir außerdem ein System angeeignet, wie man Kollektionsdesign entwickelt und organisiert und wie Lizenzkollektionen da hineinspielen. Als ich die Lizenzkollektionen Anglomania und Red Label betreuen durfte und deswegen fast nur noch in Italien war, habe ich ihre Vor-

*Martina Glomp
Foto: Axl Jansen*



und Nachteile kennengelernt. In einer süditalienischen Bekleidungsproduktion wurde auch für Helmut Lang, Dolce & Gabbana und andere Modemarken produziert. Wenn man Pech hatte, fand man an einer Jacke von Vivienne Westwood auch mal einen Versace-Knopf.



Martina Glomp am Fashion-Revolution-Tag
Foto: Patrick Slesiona

Wie die Fast-Fashion-Branche funktioniert, kann ich daher sehr gut nachvollziehen und nutze dieses Wissen jetzt mit meinen Studierenden. Das, was dort positiv, nachhaltig und sinnvoll ist, versuche ich zu thematisieren und das, was nicht gut

ist, klar zu kommunizieren und zu kritisieren. Das Interesse der Studierenden an nachhaltiger Mode ist sehr groß und darauf baue ich auf.

I.: „use-less“ ist eine Wanderausstellung mit vielfältigen interaktiven Elementen gegen Verschwendung und hässliche Kleidung. Was meinst du damit?

M. G.: Wenn man die Definition von Slow Fashion ernst nimmt, dann ist das da ja schon enthalten, nicht? Denn die Slow-Fashion-Kriterien lauten, möglichst wenig Ressourcen zu verschwenden. Typischer Weise schaut man immer auf den Beginn des textilen Kreislaufs, wenn es um Verschwendung geht. Wir hingegen schauen auch auf das Ende. Denn hier wird all das, was an wertvoller Kleidung existiert, verbrannt, vernichtet. Nur sehr selten ist Kleidung kreislauffähig und kann einer weiteren Nutzung zugeführt werden.

Wenn ich beispielsweise nachhaltige, selbst gefertigte Kleidung trage, ist diese für viele Menschen nach herkömmlichen, äußerlichen Kriterien nicht trendgerecht, also „hässlich“. Für mich selber ist sie aber schön, denn ich kenne die Materialien und den Entstehungsprozess des Kleidungsstücks. Hässliche Kleidung hingegen ist das, was ich ohne nachzudenken einfach im Shop kaufe, bei der ich nichts über die Herkunft und über die Zusammensetzung weiß, aber davon ausgehen kann, dass dieses Teil unter hässlichen Bedingungen entstanden ist.

Ich persönlich kann eher damit leben, dass jemand völlig crazy aussieht und das Outfit komisch zusammengestellt ist, als mit der Entscheidung, vorteilhaft aussehen zu wollen und sich ein fertig zusammengestelltes Outfit in einem Fast-Fashion-Shop zu kaufen.

Das, was mal hässlich war, ist nicht mehr hässlich – man muss diese Hässlichkeit hinterfragen. Weil wir auch das thematisieren möchten, heißt diese Ausstellung so. Dort gibt es viele Kleidungsstücke, die nicht gleich vorteilhaft sitzen oder eine perfekte Passform haben, weil es Zero-Waste-Schnitte sind. Dafür sind sie aber schön, weil sie den ganzen wertvollen Stoff nutzen.

I.: Was hat dich dazu veranlasst, diese Wanderausstellung ins Leben zu rufen und immer weiter auszubauen?

M. G.: Es gab vorher schon zwei andere Ausstellungen, von denen auch schon kleine Teile gewandert sind. Das ergab sich aus der Erfahrung, dass der Beruf des Modedesigners/der Modedesignerin sich ändert und dass wir sehr viel mehr mit Bildung und Kommunikation zu tun haben als vorher. Wir sind nicht nur produktionserstellende Designer*innen, sondern kommunizieren durch textile Kreationen und aktivieren damit. Wir haben festgestellt, dass wir das ganz gut können, und sind so zu diesem Ausstellungsdesign gekommen. Am Anfang war es ziemlich chaotisch, aber wir haben uns die Ausstellung mit den Studierenden und Mitarbeiter*innen selbst erarbeitet. Wir haben uns nicht kirre machen lassen von Leuten, die uns sagten, wie Ausstellungen zu gestalten sind, sondern haben immer wieder auf unsere Intuition gehört – genau wie wir das im Modedesign auch tun. Wir haben die Ausstellung nicht komplett konstruiert, sondern auch immer wieder Fehler, Zufälle und hässliche Momente eingebaut, um einen Spannungsbogen zu kreieren.

Wir sehen so viele durchkonstruierte, perfekte Ausstellungen – die sind langweilig und haben keine Ecken, wo man einhaken

kann. So ist das in der Mode auch. Wenn etwas perfekt ist, dann muss man einfach mal irgendwas umdrehen und wieder verändern, damit es wieder spannend wird. Ich glaube nicht, dass wir die Ausstellung weiter ausbauen. Wir haben Erfahrungen gesammelt und bauen darauf auf. Ich kann mir gut vorstellen, dass wir in drei, vier Jahren noch mal eine Ausstellung machen, die aber dann ein übergreifendes Thema hat und ein bisschen anders sein wird – viel interdisziplinärer und internationaler.

*I.: Was ist deine Botschaft an die Ausstellungsbesucher*innen?*

M. G.: Ich kann keine Botschaft überbringen, sondern nur fragen, was wir ändern können, denn ich weiß es selbst nicht.

Aus der Ausstellung „use-less“
Foto:
Anne-Marie Grundmeier





Aus der Ausstellung
„use-less“
Foto:
Anne-Marie Grundmeier

Deshalb brauche ich die Kritik und das Feedback der Besucher*innen. Allein in den letzten Wochen habe ich so viel durch das Feedback von den Besucher*innen der Ausstellung gelernt.

„Leute, ihr könnt was ändern, kommt her und probiert es mit uns aus.“ Vielleicht ist das die Botschaft, allerdings ist sie nicht moralisierend gemeint, sondern eher eine Ermutigung, einhergehend mit der Motivation, etwas in dem Gebiet, in dem wir gut sind, – mit Textilien, mit Mode, mit Kleidung –, zu ändern. Diese Botschaft ist eine Motivation. Selbst wenn man denkt: „Ach so etwas Kleines, das ändert doch eh nichts.“ Wenn man drüber spricht und es mit andern teilt, dann ändert es mit Sicherheit etwas. Also Motivation zur Veränderung.

I.: Was sind aus deiner Sicht wesentliche Bereiche der Ausstellung, um im Sinne einer Bildung für nachhaltige Entwicklung zu informieren und auch zu beeinflussen?

M. G.: Der Grund für die Ausstellung ist, dass wir uns in einer Blase befinden, aus der wir heraus müssen. Wir Expert*innen möchten uns miteinander und natürlich auch mit ganz normalen Menschen, die sich vielleicht für Kunst und Museen interessieren, austauschen. Also sucht die Ausstellung den Dialog mit der Öffentlichkeit, der in den Hochschulen fehlt.

Bezüglich einer Bildung für nachhaltige Entwicklung ist es auch wichtig, welche Erfahrungen wir daraus ziehen, um Mode zu unterrichten. Es ist uns schier unmöglich gewesen, diese Ausstellung in der Hochschule, wie sie jetzt existiert, zu verankern. Wir haben fast alles über Drittmittel finanziert oder ehrenamtlich erarbeitet. Das ist schade, da es noch Curricula gibt, die ein Ergebnis und nicht den Prozess zum Ziel haben. Dann ist es teilweise nicht möglich, solche interdisziplinären Projekte wie diese Ausstellung unterzubringen.

Ein Studiengang der von Praxispartner*innen, Schulen und Universitäten abgetrennt ist, kann keinen Beitrag zu Transformation oder nachhaltiger Entwicklung leisten. Das, was wir weltweit an Globalisierung sehen, hat zwischen Schulen, Universitäten und Praxispartnern noch nicht stattgefunden. Die Ausstellung soll helfen, uns weiter in diesem Sinne zu öffnen.

I.: Wenn du jetzt nach mehrjähriger Ausstellungszeit an verschiedenen Orten Bilanz ziehst, welche Eindrücke bleiben dir in besonderer Erinnerung?

M. G.: Dass die Ausstellung für Expert*innen genauso richtig und wichtig ist wie für Kinder. Auch wenn es an manchen

Ecken modisch gesehen vielleicht nicht ganz so spektakulär ist, scheint uns dieser Sprung geglückt zu sein. An der Hochschule möchten wir auch weiterhin an Forschungsprojekten arbeiten, um dabei nicht nur in der Fachwelt Dinge zu bewegen.

I.: Wie geht es für dich nach der „use-less“-Ausstellung im Museum August Kestner weiter?

M. G.: Ich werde auf jeden Fall in der Mode bleiben, weil fachliche Interdisziplinarität für mich ein ganz wichtiges Thema ist. Für diesen Austausch mit fachlicher Vertiefung zwischen verschiedenen orientierten Kolleg*innen und Studiengängen gibt es für mich an der Hochschule noch wenig Lücken oder Felder. Das probieren wir jetzt mit einer Sammlung an Forschungsaktivitäten aus und beginnen mit Innenarchitektur und Produktdesign, denn das sind mehr oder weniger produktionstestende Studiengänge. Wir wollen herausfinden, wie wir gemeinsam an Forschungsprojekten arbeiten können, denn wenn ich beispielsweise an einem Projekt im Modereich arbeite, gibt es immer wieder Momente, in denen ich andere Fachrichtungen benötige.

Gerade habe ich mit dem Forschungsprojekt IPraC (International Practice Experience for Global Change) begonnen, bei dem es um Praxisaustausch zum globalen Wandel zwischen Universitäten und Praxispartner*innen geht. Das wird eine große Herausforderung, weil es schon schwierig genug ist, Praxispartner*innen an die eigene Hochschule zu binden und teilhaben zu lassen.

Erschwerend kommen internationale Aspekte hinzu, denn wir werden mit

großen global agierenden Unternehmen Praxiserfahrungen sammeln. Genauso aber auch mit kleinen Unternehmen, und alles natürlich mit dem Schwerpunkt Slow Fashion und Nachhaltigkeit.

Am Ende möchte ich, wenn dabei etwas entsteht, natürlich auch den Transfer in die Öffentlichkeit – vielleicht als Ausstellung, vielleicht auch als Film, vielleicht ganz anders, das weiß ich noch nicht. Auf jeden Fall muss eine Modenschau dabei sein. Bis dahin werden aber noch ein paar Jahre vergehen, denn es gilt noch einige Grenzen zu überwinden. Wir möchten es schaffen, interdisziplinär am Schwerpunkt „nachhaltige Bekleidung“ mit Hochschulen, Studierenden, Praxispartner*innen und vielleicht auch mit Schulen zu arbeiten.

Martina Glomp im Union-Jack-Pullover
Foto: Hochschule

